



Alltag im Copperbelt: Während Mr. Mukimba (links) Maiskörner mahlt, donnert draußen ein Sattelschlepper voller Kupfer vorbei

Die Weisheit des Mister Mukimba

Die Region Copperbelt im Norden Sambias ist das **größte Bergbauggebiet Afrikas**. Konzerne aus dem Ausland fördern hier einen wirtschaftlichen Aufschwung, aber auch viele Probleme

TEXT UND FOTOS: DANIELA MEYER

DER FEINE, ROTE SAND, DEN DIE TONNENSCHWEREN TRUCKS AUFWIRBELN, brennt in den Augen. Er setzt sich in jede Pore, macht die Hände trocken und rissig. Im Minutentakt donnern sie über die sporadisch asphaltierte Schlaglochpiste, vorbei an Mister Mukimbas Maismühle. Sie kommen aus der 50 Kilometer entfernten Minenstadt Solwezi, die an der Grenze zum Kongo liegt. Direkt aus Kansanshi, der größten Kupfermine in Sambia. 245 000 Tonnen des Metalls wurden dort 2009 gefördert - 36 Prozent des gesamten sambischen Kupfers.

Im Inneren von Mr. Mukimbas Lehmhütte sind die mit Kupferplatten beladenen Sattelschlepper jedoch nicht zu hören. Das Rattern des alten Dieselmotors, der die Maismühle antreibt, übertönt sogar sie. Gleich nach Sonnenaufgang hat er den Motor angeworfen. Nun sitzt er auf einem grob zusammengezimmerten Holzschemel vor seiner Schrotmaschine. Konzentriert kippt er Maiskörner auf eine Metallrutsche. Mit seiner schwierigen Hand schiebt er sie Richtung Walze. Am anderen Ende rieselt aus einem Trichter Mehl in einen Kunststoffsack. Die dunkle Haut des 55-Jährigen ist von Schweiß und weißen Flöckchen bedeckt. Mit dem Ärmel seines löchrigen T-Shirts reibt er sich die tränenden Augen.

Mukimba Kozhi, wie er mit vollem Namen heißt, ist Geschäftsmann. Der bekannteste Entrepreneur der Gegend. Ein Typ mit verrückten Ideen. Vor ein paar Wochen hatte er doch tatsächlich irgendwo eine Platte mit Solarzellen und eine Kabelrolle aufgetrieben. Seither ist er nicht nur der Einzige im Dorf, der ein Wohnhaus aus Stein besitzt. Im Wohnzimmer brennt abends nun auch eine Glühbirne, die nackt an einem Stück Draht von der Decke hängt.

Mit seiner Frau und sieben Kindern lebt Mr. Mukimba hier, in einer Siedlung am Rand der einzigen Straße, die Sambias Hauptstadt Lusaka mit dem Norden des Landes verbindet. Zwischen den Minenstädten Kitwe und Solwezi, im sogenannten Copperbelt - Afrikas größtem Abbaugelände für Kupfer. Der begehrte Industrierohstoff ist die wichtigste Geldquelle des Landes. 2009 brachte er mehr als 60 Prozent der landesweiten Exporterlöse. „Man könnte meinen, das hätte uns Wohlstand gebracht“, sagt Mr. Mukimba. „Aber das Gros der Gewinne kassieren ausländische Firmen.“ Und mit denen wolle er nichts zu tun haben.

Tatsächlich scheint der Rohstoffreichtum Sambias Bevölkerung bislang keinen nachhaltigen Nutzen zu bringen. Der volatile Kupferpreis sorgt neben der Korruption und der Unfähig-

keit der Regierung, das Land weniger abhängig von dem Metall zu machen, immer wieder für wirtschaftliche und soziale Probleme. Hohe Arbeitslosigkeit, aber auch Planungsunsicherheit für Staat und Investoren sind die Folge. Ende 2008 war der Weltmarktpreis auf rund 2800 US-Dollar pro Tonne abgesackt. Bis heute kletterte er wieder bis auf weit über 8000 Dollar.

Angst vor Staatswillkür

Die Kansanshi-Mine in Solwezi, etwa zwei Lkw-Stunden von Mr. Mukimbas Maismühle entfernt, hat 2005 den Betrieb aufgenommen. Sie gehört einer jener Firmen, denen er so sehr misstraut. Der kanadische Bergbaukonzern First Quantum Minerals ist an der Londoner Börse notiert und besitzt Minen in Sambia, Mauretanien, Finnland und Australien. Auch in der Demokratischen Republik Kongo war First Quantum aktiv, bis die dortige Regierung den Kanadiern Ende August die Bergbaulizenz entzog. Folge: Die auf 365 000 Tonnen geschätzte Kupferproduktion des Unternehmens wird dieses Jahr um 14 Prozent einbrechen (siehe Interview Seite 28/29). Derzeit klagt der Konzern vor dem internationalen Schiedsgericht in Washington gegen die Republik Kongo. Seit dem Lizenzverlust konzentriert sich das Unternehmen verstärkt auf das politisch stabilere Sambia und die Erschließung neuer Minen in anderen Ländern. Gerade erst hat es die Übernahme des kanadischen Konkurrenten Antares Minerals bekannt gegeben, der in Südamerika Minen betreibt. Eine halbe Milliarde kanadische Dollar (rund 360 Millionen Euro) wird sich First Quantum den Deal kosten lassen.

„Es ist immer ein Risiko, in krisengeschüttelte Länder zu investieren. Je mehr Geld man verdient, desto schneller kann man zum Angriffsziel werden“, warnt Jan Pfeifer von der kanadischen Unternehmensberatung Infomine. Natürlich schrecke das Investoren ab. Aber in vielen Ländern Afrikas werde eben immer noch recht kurzfristig gedacht.

Ein Problem, mit dem sich auch Alan Delaney auseinandersetzen muss. Etwa zur gleichen Zeit, zu der Mr. Mukimba allmorgendlich in seinem Dörfchen die Maismühle anwirft, verlässt der Brite sein Haus auf dem Gelände des Solwezi Golf Club. Er steigt in seinen SUV und fährt in die zehn Minuten entfernte Kansanshi Mine. Dort managt der 42-jährige Ingenieur die technischen Anlagen.

Seit 2006 wohnt er schon in der wild gewachsenen Minenstadt, die vor zehn Jahren noch völlig unbekannt war. Damals lebten etwa 100 000 Menschen hier. Heute sind es viermal so viele. Angelockt von Kansanshi und Lumwana, der Kupfermine des australischen Konzerns Equinox Minerals, kommen sie in Scharen - immer mit der Hoffnung auf Jobs und ein besseres Leben.

In der Kansanshi-Mine sind etwa 3600 Menschen beschäftigt. 95 Prozent von ihnen sind Sambier. Und jeden Morgen steht ein weiteres Dutzend vorm Eingangstor. Sie warten auf Manager wie Alan Delaney, die ihnen vielleicht Arbeit geben könnten. Sie winken ihnen zu und klopfen an die Autoscheiben, wenn ein SUV am Tor halten muss. „Es ist ein zweischneidiges Schwert, in Afrika zu arbeiten. Man kann wirklich helfen, an der Entwicklung des Landes mitarbeiten. Das ist ein tolles Gefühl“, sagt Delaney. Aber es sei auch frustrierend: „Man hat nicht für jeden einen Job. Wenn ich heute 50 Leute einstelle, stehen morgen 50 neue vor der Tür.“ Er werde sich nie daran gewöhnen, die Wartenden wieder nach Hause in ihre Hütten schicken zu müssen.

Zu Hause - für den Ingenieur ist das ein Einfamilienhaus im amerikanischen Stil. Im Westen nichts Besonderes, hier absoluter Luxus. Denn Wohnraum, etwa mit westlichen Sanitäreinrichtungen, gibt es in Solwezi kaum. Alle Ausländer leben auf dem umzäunten Gelände des Golfclubs, einer Enklave des Wohlstands mit Restaurant, Bar, Pool und Fitnessraum. Europäische Normalität verpflanzt auf ein Stück afrikanische Erde.

Die meisten Einheimischen dagegen leben ähnlich wie Mr. Mukimba in winzigen Häuschen mit Strohdach oder Wellblechdach. Dicht gedrängt stehen die Hütten am Rand der einzigen Straße durch den Ort. Dazwischen spielen Kinder mit Bällen, die sie aus Plastiktüten gebastelt haben. Die staubigen Wege sind voller Schrottautos, Hühner und Haufen alter Kleider aus dem Westen, die in Solwezi noch verkauft werden.

Hier lebt auch der Minenarbeiter Moses Mwale mit seiner Frau, dem einjährigen Sohn und drei weiteren Verwandten. Die sechs teilen sich zwei Zimmer. Der 28-Jährige ist der Einzige in der Familie, der Arbeit hat. 2,8 Millionen sambische Kwacha, umgerechnet 430 Euro, bekommt er pro Monat. Mehr als jemals zuvor. Müsste er nicht so viele Familienmitglieder versorgen, wäre er - für afrikanische Verhältnisse - wohlhabend.

Bildung ist zu teuer

„Kansanshi zahlt überdurchschnittliche Gehälter. Deshalb bin ich vor drei Jahren aus der Hauptstadt Lusaka hierhergezogen“, sagt Mwale. Trotzdem würde das Geld für seinen Traum, ein großes Haus, nicht reichen. Die Mieten sind wegen der Wohnungsknappheit horrend. 70 Euro zahlt Mwale für knapp 35 Quadratmeter - obwohl es in dem Häuschen nicht einmal fließend Wasser gibt. Als Klo dient eine selbst gegrabene Latrine im Garten. Alle vier Monate muss er 120 Euro Schulgebühr für seine beiden Neffen berappen. Aber er jammert nicht: „Es ist Tradition, dass man sich in der Familie hilft.“

Diese notwendige Tradition ist gleichzeitig Teil des Problems. Viele Arbeiter, die nach Solwezi kommen, bringen neben Frau und Kindern auch Tanten und Eltern mit. Zu schnell kommen zu viele Menschen hierher. Die Infrastruktur entwickelt sich dagegen zu langsam. Die Straße und der Markt sind überfüllt, ebenso die wenigen Schulen. Oft drängen sich über 100 Kinder in einer Klasse. „Ich bitte manchmal Väter, ein Pult

FOTOS: COUTAUSSE/BLOOMBERG NEWS (1), DANIELA MEYER FÜR EURO (2), CONSTRUCTION PHOTOGRAPHY/CORBIS (3)

Kupferabbau: In Sambia produziert unter anderem der kanadische Konzern First Quantum das rote Metall (Bild li.). Ingenieur

Alan Delaney (2. v. li.) kümmert sich in der Mine Kansanshi um die Technik. Dort arbeitet auch Moses Mwale (re., mit Familie)



für ihr Kind zu bauen. Sonst muss es auf dem Boden sitzen“, sagt William Mbimbi, Direktor der Solwezi Basic School.

Ständig kämen verzweifelte Eltern, die die Gebühr nicht zahlen könnten. „Manche Schüler verpassen wochenlang den Unterricht“, klagt Mbimbi. Er wolle sie nicht wegschicken, müsse es aber. Das sei Gesetz. Laut der Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur (UNESCO) beenden in Sambia zwar 93 Prozent der Kinder die Grundschule, in die weiterführende gehen aber nur 39 Prozent der Mädchen und 47 Prozent der Jungen. Die Schüler-Lehrer-Rate liegt im Schnitt bei 51:1. Auch wegen der HIV-Infektionsrate von 17 Prozent. Die Lebenserwartung der Sambier liegt bei 40 Jahren. Bei einer Bevölkerungszahl von zwölf Millionen gibt es 700 000 Vollwaisen. „Ich verstehe nicht, warum wir für Bildung zahlen müssen“, beschwert sich auch Mr. Mukimba. Er selbst hat nur die Grundschule besucht. Nur eins seiner Kinder, seinen zweitältesten Sohn, kann er auf die weiterführende Schule in Kitwe schicken. „Wenigstens einer soll es schaffen“, sagt er. „Für alle reicht das Geld nicht.“

Dabei hatte es für die Entwicklung des Landes einmal recht gut ausgesehen. Nach Erlangung der Unabhängigkeit im Jahr

1964 wurde der Bergbau verstaatlicht. Die Exporteinnahmen steckte die Regierung eine Zeit lang in Infrastrukturprojekte wie Straßen, Krankenhäuser und Schulen. Sambia war damals das zweitreichste Land südlich der Sahara. Ein Hoffnungsträger in Afrika. Heute gehört es mit einem Bruttoinlandsprodukt von rund 1000 Dollar pro Einwohner zu den ärmsten Ländern der Welt. Nach Schätzung der Weltbank leben zwei Drittel der Sambier von weniger als 1,25 Dollar am Tag. Zum Vergleich: Das sind zurzeit umgerechnet 27 Euro im Monat. Kein Wunder, dass es so viele Menschen zu den Minen von Solwezi zieht.

Kaum erfüllbare Ansprüche

„Es ist ein Teufelskreis“, sagt Unternehmensberater Pfeifer von Infomine. Das schlechte Bildungssystem bewirke einen enormen Fachkräftemangel und die Abwanderung der Mittel- und Oberschicht. Seit 2002 ist die Alphabetisierungsrate in Sambia um mehr als zehn Prozentpunkte gesunken. Nur noch 68 Prozent der Sambier verfügen über Schreib- und Lesefähigkeiten. Das Land hat sechs Universitäten. An der größten, in der Hauptstadt, sind etwa 9000 Studenten eingeschrieben. Die Copper-

belt-Universität hat als zweitgrößte Uni 1600 Studierende, die Northrise-Uni gerade noch 100.

Wie auch Mr. Mukimba, sind vor allem viele NGOs (Nichtregierungsorganisationen) der Meinung, dass die Minenbetreiber mehr soziale Verantwortung übernehmen müssten. „Die machen einen Wahnsinnsprofit. Da könnten sie doch mal die Straße nach Lusaka reparieren“, schimpft der Mitarbeiter einer Hilfsorganisation. Doch so simpel ist es nicht. Täglich gehen Dutzende Spendenanfragen bei den Minen ein. Spezielle Abteilungen entscheiden, welche Projekte unterstützt werden. „Wir sind in ständigem Kontakt mit den Chiefs der Dörfer und den Bewohnern Solwezis, um zu erfahren, was die Menschen wirklich brauchen“, erklärt Kansanshi-Sprecher Godfrey Msiska. Man baue zum Beispiel gerade ein Krankenhaus in der Stadt. Es sei aber unmöglich, allen Ansprüchen gerecht zu werden.

„Wir reden hier von Konzernen, die Profit machen müssen. Das sind keine Wohltätigkeitsvereine“, sagt Pfeifer. Trotzdem würden viele Minen gesellschaftliche Aufgaben übernehmen. „Aber was wird aus den Projekten, wenn sie schließen?“ Wichtiger sei es, dass die Regierung die von den Unternehmen kassierten Steuergelder in den Aufbau des Copperbelts investiere.

„Natürlich müssen die Minen ihre Mitarbeiter gut ausbilden und bezahlen, aber es liegt in der Verantwortung der Regierung, die Steuereinnahmen langfristig und sinnvoll zu nutzen“, meint Pfeifer.

2008 hatte die damalige Regierung eine Sondersteuer in Höhe von 25 Prozent eingeführt. Diese musste von den Minenbetreibern - unabhängig von deren Profiten - in Anlehnung an den Weltmarktpreis für Kupfer gezahlt werden. Die Regierung wollte dadurch in höherem Maß von steigenden Kupferkursen profitieren. Zwar wurde die Steuer während der globalen Wirtschaftskrise im Jahr 2009 und nach heftigen Protesten der Konzerne unter dem neuen Präsidenten Rupiah Banda (73) zurückgenommen, doch nun wird ihre Wiedereinführung diskutiert. Die gleichzeitig von 25 auf 30 Prozent angehobene Körperschaftssteuer sowie die von 0,6 auf drei Prozent erhöhte Reichensteuer wurden beibehalten.

Wofür die von den Minen gezahlten Abgaben verwendet werden, ist derweil unklar. Obwohl 63 Prozent der Staatseinnahmen aus der Kupfer- und Kobaltproduktion stammen und die Kansanshi-Mine als größter Steuerzahler des Landes 30 Prozent aller Steuergelder überweist, ist in Solwezi davon nichts



Interview mit **Clive Newall**, Vorstand beim kanadischen Minenkonzern First Quantum

„Den größten Schaden nimmt die Bevölkerung“

Bevor First Quantum im August 2010 durch die umstrittene Entscheidung eines kongolesischen Gerichts seine Bergbaulizenzen verlor, war der Konzern größter Steuerzahler der Demokratischen Republik Kongo. Im Interview spricht Firmenchef Clive Newall (60), über den Verlust der Minen von Kolwezi, neue Projekte und kurzfristiges Denken in afrikanischen Staaten

€uro: Herr Newall, Sie klagen vor dem internationalen Schiedsgericht gegen die Demokratische Republik Kongo und in einem anderen Verfahren gegen Eurasian Natural Resources Corp (ENRC), die Firma, der jetzt das Kolwezi-Projekt gehört. Welche Chancen haben Sie?
Clive Newall: Wir haben gute Chancen, recht zu bekommen. Was das Fi-

nanzielle anbelangt, haben wir wohl bessere Möglichkeiten, unsere Schadenersatzforderungen gegen die in London gelistete ENRC durchzusetzen. Der Prozess vor dem Washingtoner Schiedsgericht kann drei Jahre dauern. In dieser Zeit kann im Kongo alles passieren. Vor allem, weil 2012 Wahlen sind. Mit einer neuen Regierung könnten wir sogar unsere Lizenz zurückbekommen.

€uro: Wird Sambia von der Instabilität der Republik Kongo profitieren?
Newall: Sambia ist der weltweit beste Platz für Minen. Schon weil das Land flach ist. Man kann einfach und günstig bauen. Zudem gibt es eine reife Demokratie mit Parteien, die einander kontrollieren. Es gibt Antikorruptions- und Wachstumsprogramme. Die Regierung ist verlässlich, die Infrastruktur ver-

gleichsweise gut. Dem gegenüber stehen Regime. Im Kongo gab es 2006 zwar Wahlen, die aber höchst umstritten waren.

€uro: Welche Konsequenzen hat der Lizenzentzug im Kongo?

Newall: Den größten Schaden nimmt die Bevölkerung. Unsere 1500 Mitarbeiter sind nun arbeitslos. Es gibt ja keine Jobs dort. Und jeder hat mit seinem Gehalt etwa zehn Familienmitglieder versorgt. Zudem waren wir mit 50 Prozent der Steuereinnahmen größter Zahler des Landes. Wir werden den Rückschlag verkraften. Aber Systeme wie im Kongo schrecken seriöse Investoren ab und sorgen dafür, dass die Wirtschaft sich langfristig nicht entwickeln kann.

€uro: Müsste der Westen mehr politischen Druck ausüben?

Newall: Kanada hat uns sehr unterstützt. Und in Deutschland hat Kanzlerin Angela Merkel gefordert, den Erfolg von Entwicklungshilfe stärker zu kontrollieren. Das ist eine wichtige Diskussion. Das Problem ist die Realität. Die Weltbank könnte natürlich sagen, wir geben euch nur Geld, wenn ihr etwas dafür tut. Aber was wäre die Konsequenz? Verhungern Kinder? Manchmal ist man in Afrika ratlos.

€uro: Neben der Milliarde Dollar, die Sie im Kongo investiert hatten, haben Sie Ihre Minen Frontier und Kolwezi verloren. Sie müssen 2010 einen Produktionsrückgang von 14 Prozent verkraften. Trifft Sie das hart?

Newall: Hinsichtlich Cashflow und Marge hat die Schließung keinen großen Effekt, da Frontier die Mine mit den höchsten Produktionskosten war. Und Kolwezi hatte noch nicht mit der Produktion begonnen. Trotzdem haben wir ein halbes Jahr verloren und verfehlen

unser Produktionsziel von insgesamt 365 000 Tonnen Kupfer im Jahr 2010.

€uro: Können Sie den Verlust 2011 ausgleichen?

Newall: Unsere Minen Kansanshi in Sambia und Guelb Moghrein in Mauretanien werden effizienter. Die Produktionssteigerungen dort werden aber nicht ausreichen. Einen Ausgleich schaffen wir mithilfe unserer neuen Nickelmienen in Australien und Finnland.

€uro: Ab wann rechnen Sie wieder mit Umsatzsteigerungen?

Newall: Die australische Mine wird die Produktion Mitte 2011, die finnische Ende 2011 aufnehmen. Zusammen werden sie pro Jahr 70 000 Tonnen Nickel bringen. Nickel ist dreimal so viel wert wie Kupfer. Es wird also ein Ausgleich für 210 000 Tonnen Kupfer geschaffen. Ab Ende 2011 werden die Umsätze daher wieder steigen.

€uro: Sie arbeiten aber noch an einem dritten Projekt?

Newall: Das stimmt. Wir werden eine weitere Kupfermine in Sambia eröffnen. Dort soll die Produktion Ende des Jahres 2013 starten. Mit allen drei Projekten werden wir die Konzerngröße innerhalb von drei Jahren verdoppeln können.

€uro: Dann werden die Probleme in der Demokratischen Republik Kongo für Sie vergessen sein?

Newall: Nein, aber unser Fokus wird sich bis dahin verändert haben. Es ist keine Frage mehr, ob Sambia das interessantere Land für Investitionen ist. Die Republik Kongo behauptet ja, unsere Lizenzen seien illegal. Das stimmt aber nicht. Das Gericht hat ein Urteil gegen uns gefällt, ohne dass bei der Verhandlung Beweise präsentiert wurden.

€uro: Heißt das, die Gerichte im Kongo sind korrupt?

Newall: Wir sind seit 1999 dort und hatten bis jetzt keine Probleme. Bisher waren die Gerichte unabhängig.

Land	Wertschöpfung (in Mio. Euro)
Chile	5557000
Peru	1190281
USA	1188000
China	946400
Australien	871000
Indonesien	796899
Russland	690000
Kanada	589115
Sambia	523435
Polen	451900

Gemessen an der jährlichen Produktion in Tonnen ist Sambia der **neuntgrößte Kupferproduzent** der Welt. Polen ist das einzige EU-Land unter den Top Ten
Quelle: British Geological Survey 2009

zu spüren. So können die wenigen Besucher der Stadt lediglich in einem einzigen, völlig überbelegten Hotel ein Zimmer buchen. Oder in einem der schmutzigen Gästehäuser wohnen, deren Zimmer aber eher von Prostituierten gemietet werden, die sich seit dem Wachstumsboom ebenfalls hier niedergelassen haben. Von Tourismus keine Spur. Zwischen Golfklub und Wellblechhütten gibt es kaum etwas.

Seltene Ausnahmen sind die privaten Investitionen, wie der Supermarkt der südafrikanischen Kette Shoprite, der kürzlich eröffnet hat. „Wir kaufen auch auf dem Markt ein, aber das Angebot dort ist gering“, sagt Ingenieur Delaney. Im Supermarkt gebe es nun gelegentlich sogar frischen Joghurt und Käse - doch leider nur zu hohen Preisen und in schlechter Qualität. „Ich freue mich natürlich über Neuerungen in der Stadt. Aber ein teurer Supermarkt verringert unsere Interaktion mit den Einheimischen weiter“, befürchtet er. Man habe ohnehin kaum Anknüpfungspunkte, lebe verankert in verschiedenen Kulturen und Welten.

Einer der Orte, an dem sich In- und Ausländer begegnen, ist das Restaurant von Chris Kaukulu. Vor der Tür stehen Sonnenschirme und Plastikstühle. In der Küche werden afrikanische und internationale Gerichte gekocht. Und tatsächlich kommen

sowohl Minenarbeiter im Blaumann als auch Geschäftsleute in Schlips und Kragen, um es sich beim stadtbekanntem Uncle Chris schmecken zu lassen.

„Ich investiere in die Zukunft Solwezis“, erklärt Kaukulu stolz. Bald will der 45-Jährige ein zweites Lokal eröffnen. Und ein kleines Hotel. Einen Pool soll es dort geben - genau wie im Golfklub. Dafür spart er eisern. Etwa 100 Euro nimmt er pro Tag ein, ein Drittel davon bleibt als Gewinn. „Die Minen haben uns relativen Wohlstand und wirtschaftliche Entwicklung gebracht“, sagt er. „Nun müssen wir daraus etwas machen.“ Man habe fruchtbaren Boden hier, und eine schöne Natur. Die Kansashi-Mine werde in 16 Jahren schließen. Bis dahin brauche Solwezi Tourismus und Landwirtschaft. „Sonst bricht hier alles zusammen“, glaubt Kaukulu. Mit einer Serviette wischt er den roten Straßenstaub von Cola-Light-Dosen, die er extra für seine ausländischen Gäste besorgt hat. Ein vorbeidonnernder Sattelschlepper hatte ihn aufgewirbelt.

In etwa zwei Stunden wird auch dieser Truck an Mr. Mukimba und seiner Maismühle vorbeikommen. Es ist die einzige Mühle im Umkreis von etwa 30 Kilometern - ein Monopol in einer Gegend, in der die Menschen Selbstversorger sind und keine Autos besitzen. Täglich stehen Dutzende Frauen in bunten Wickelröcken bei Mr. Mukimba Schlange. Auf dem Kopf tragen sie Säcke, gefüllt mit getrockneten Maiskörnern, die sie in ihren Gärten geerntet haben.

Für 50 Cent pro Sack mahlt er ihnen die Körner zu jenem feinen Mehl, aus dem seit Jahrhunderten das Nationalgericht Shima - ein Brei aus Wasser und Maismehl - gekocht wird. Umgerechnet knapp 240 Euro verdient er so pro Monat. „Die Mühle wird meine Familie besser versorgen als jede Mine im Copperbelt“, sagt er. Ein schelmisches Grinsen huscht über sein Gesicht. „Wollen Sie wissen, warum? Wenn alles Kupfer verbraucht und die Minen Vergangenheit sind, werden wir Sambia immer noch Shima essen.“

FOTOS: DANIELA MEYER FÜR EURO (2)

Karges Leben: Trotz der Armut im Copperbelt kann Mr. Mukimba (rechts) seine Familie relativ gut versorgen



Essay **Christian von Soest**, Wissenschaftler und Afrika-Experte

Deutschland darf Afrika nicht verschlafen

Das Engagement neuer Akteure wie China und Indien, die erhöhte Rohstoffnachfrage sowie ein starkes Wirtschaftswachstum in vielen Staaten Afrikas sind ein Weckruf für westliche Unternehmen. Afrika ist nicht mehr nur Kontinent der Katastrophen, sondern zunehmend Marktplatz eines verschärften globalen Wettbewerbs.

Der Internationale Währungsfonds rechnet für den Kontinent in diesem Jahr mit einem Wachstum von mehr als vier Prozent, für 2011 mit 5,3 Prozent. Schon heute ist Afrikas Bruttoinlandsprodukt etwa so hoch wie das von Brasilien oder Russland. **Neben dem traditionellen Interesse an Afrikas Bodenschätzen bieten die Bereiche Infrastruktur, Energie, Telekommunikation, Landwirtschaft und Tourismus zahlreiche Investitionsmöglichkeiten.**

Die Perspektiven sind bei allen vorhandenen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Problemen in vielen Ländern positiv. Da die afrikanischen Märkte noch nicht voll abgedeckt sind und zunehmend eine kaufkräftige Mittelschicht entsteht, winkt ein hoher „return on investment“. Entscheidender Faktor ist, dass viele Regierungen Inflation und Verschuldung gesenkt haben, Privatunternehmen größere Freiheiten einräumen und Handelsbarrieren verringern. Sambia steht beispielhaft für afrikanische Ökonomien im Wandel,

die Fortschritte in der Finanzpolitik gemacht und damit den Grundstein für nachhaltiges Wachstum gelegt haben.

Traditionell ist die Wirtschaft des Landes vom Kupferabbau abhängig, der über 60 Prozent der Exporteinnahmen ausmacht. Die Folgen der Weltwirtschaftskrise Mitte der 1970er-Jahre waren desaströs. **In dem einst recht wohlhabenden Land, das noch zu Beginn der 70er-Jahre ein mit Südkorea vergleichbares Durchschnittseinkommen hatte, stieg die Armut rapide, während soziale Gradmesser wie Bildungsniveau und Lebenserwartung einbrachen.** Nach der Wiedereinführung des Mehrparteiensystems 1991 setzte die neue Regierung auf eine Privatisierung des hoch defizitären Minensektors. In der Folge drängten auch indische (wie Vedanta) und chinesische Unternehmen (etwa die staatliche Non-Ferrous Metals Co. Africa NFCA) in Sambias Minenindustrie. Das Engagement der neuen Partner - auch in Straßenbau, Landwirtschaft und Handel - hat die Verhandlungsmacht Sambias gegenüber westlichen Regierungen und Unternehmen erhöht. Die vorgesehene sambisch-chinesische Wirtschaftszone Chambishi im Copperbelt ist der prominenteste Ausdruck des chinesischen Interesses. Unter anderem gehen 800 Millionen US-Dollar in eine Kupferschmelze, um das Erz der NFCA-Minen vor Ort weiterzuverarbeiten. Die

neuen Investoren sind jedoch umstritten. **Schwere Unfälle deuten auf katastrophale Arbeitsbedingungen hin. Erst im Oktober wurden zwei chinesische Manager der Collum-Kohlemine festgenommen. Nach Protesten sollen sie elf ihrer Arbeiter angeschossen haben.** Beobachter glauben zudem, dass chinesische Investoren regelmäßig Beamte schmieren, um Sicherheitsstandards zu unterlaufen.

Trotzdem ist Sambia auf gutem Weg. Neben Schuldenabbau und Inflationsverringerung bemüht sich die Regierung, die Wirtschaft zu diversifizieren. Die Schwerpunkte Tourismus, Infrastruktur, Energiegewinnung, Telekommunikation und Handel zeigen Potenzial für ausländische Unternehmen. Sambia zeigt damit exemplarisch die Normalisierung Afrikas - weg vom reinen Entwicklungshilfeempfänger hin zu einem Markt, der Gewinne verspricht. Eine realistische Risikobewertung ist weiterhin notwendig. Genauso wichtig ist es aber, die Chancen zu erkennen, die Afrika bietet, will die deutsche Exportnation nicht Anteile an einem wachsenden Markt mit zunehmender internationaler Konkurrenz verlieren.

Christian von Soest (35), ist Experte für das südliche Afrika am GIGA Institut für Afrika-Studien in Hamburg. Arbeiten veröffentlichte er unter anderem zur politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sambias sowie zu Diktaturen in Afrika.